

*Aichner, Christof/Mazohl, Brigitte (Hgg.): Die Thun-Hohenstein'schen Universitätsreformen 1849-1860. Konzeption, Umsetzung, Nachwirkungen.*

Böhlau, Wien, Köln, Weimar 2017, 424 S. (Veröffentlichungen der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs 115), ISBN 978-3-205-20411-4.

„Von der Parteien Hass und Gunst verwirrt schwankt das Charakterbild Leo Thun-Hohensteins in der Geschichte.“ Mit dieser Sentenz greifen Johannes Feichtinger und Franz Leander Fillafer die Ambivalenz der zentralen Figur der habsburgischen Bildungsreformen zwischen 1848/49 und 1869 auf (Leo Thun und die Nachwelt. Der Wissenschaftsreformer in der österreichischen Geschichts- und Kulturpolitik des 19. und 20. Jahrhunderts. S. 347-378, hier 347). Wie es zu diesem „Charakterbild“ kam, ist Gegenstand des Bandes, in dessen Zentrum die Akteure und strukturellen Entwicklungen stehen, weniger die ideengeschichtlichen Implikationen.

Ausgehend von einer Fachtagung widmet sich der Sammelband der Konzeption und Durchführung der Thun-Hohenstein'schen Universitätsreform sowie ihren Folgen für die damals zehn Universitäten in Österreich (S. 13), so die Herausgeber im Vorwort. Reformen im Bereich Bildung sind Ausdruck sich wandelnder Vorstellungen von der Rolle, die Wissenschaft und Bildung in der Gesellschaft einnehmen (S. 13 f.), wobei die letzte Reform in der Habsburgermonarchie in der theresianisch-josephinischen Ära stattfand – und das mit dem Ziel, „Diener des Staates“ auszubilden. In der Folge war zwar immer wieder Kritik am bestehenden Bildungssystem aufgekommen, geändert hatte sich aber nichts. Erst mit der Revolution 1848 endete die „Phase der Stagnation“, es wurden ein Unterrichtsministerium eingerichtet und die Studienhofkommissionen aufgelöst. Spiritus rector der Reformbemühungen waren Franz Exner als Ministerialbeamter sowie der aus Berlin stammende Klassische Philologe Hermann Bonitz, ferner Josef Alexander von Helfert als Unterstaatssekretär und, zumindest kurzfristig, Ernst von Feuchtersleben. Im Juli 1849 wurde Leo Thun-Hohenstein zum Minister für Kultus und Unterricht berufen. Wichtige Reformergebnisse waren: die Einführung der Lehr- und Lernfreiheit (Tho-

mas Maisel: Lehr- und Lernfreiheit und die ersten Schritte zu einer Universitäts- und Studienreform im Revolutionsjahr 1848, 99-117), die Etablierung eigenständiger Philosophischer Fakultäten, die Etablierung von Privatdozenten und Kolleggeldern, die Reform der Gymnasien (Verlängerung um zwei auf acht Jahre, Maturitätsprüfung) und die Abschaffung der Studiendirektoren und damit die Übertragung der Verwaltung auf die Professoren (S. 19).

Der Erfolg des Reformwerks ist nach Walter Höflechner (Die Thun'schen Reformen im Kontext der Wissenschaftsentwicklung in Österreich, S. 28-52) vor dem Hintergrund einer jahrzehntelangen Stagnation – so ein gängiges Narrativ – in der österreichischen Bildungs- und Wissenschaftspolitik zu sehen, auch wenn es an der Basis schon im Vormärz „ernstzunehmende Reformvorstellungen“ gegeben hatte (S. 34). Die von dem konservativen Thun durchgesetzte liberale Reform bildete den Ausgangspunkt für einen Prozess der Verwissenschaftlichung, der mit fachlicher Differenzierung begann und die Universitätslandschaft in Österreich grundlegend veränderte.

Franz Fillafer (Leo Thun und die Aufklärung, Wissenschaftsideal, Berufungspolitik und Deutungskämpfe, S. 55-75) dekonstruiert den sich um 1848 durchsetzenden Dualismus, der im Politischen auf eine liberale und eine konservative Orientierung hinauslief:

Die Geschichte des Denkens wurde um die Mitte des 19. Jahrhunderts in ein Prokrustesbett gespannt: Es entstand ein Schema, in dem die Spätaufklärung im Liberalismus und die Gegenaufklärung im Konservatismus mündete. Ältere Varianten, insbesondere die katholische Aufklärung, gerieten in Vergessenheit. (S. 57)

An diesem komplexitätsreduktiven Denkmodell war Thun offenbar nicht ganz unschuldig. Schließlich grenzte er, der sich als Konservativer in der Tradition eines aufgeklärten Landespatriotismus verstand – erzogen von den Bolzano-Schülern Franz Schneider und Johann Rohrweck im Geist der katholischen Aufklärung – sich später gerade von dieser Tradition dezidiert ab. Damit bereitete er selbst ein Denkmuster vor, das eine Entwicklung vom Absolutismus und dem diesem zugrundeliegenden Josephinismus zur Revolution 1848 annahm (S. 63). Ein vergleichbarer Wechsel vollzog sich auch bei der Abwertung der vormärzlichen Bildungspolitik (S. 64), die sich aus der von den Ereignissen des Jahres 1848 bestimmten und eingeschränkten Perspektive erklären lässt (S. 65). Allerdings sah sich der vormalige Landespatriot Thun bei der Durchsetzung einer deutschen Rechts- und Reichsgeschichte mit Kritik der „aufgeklärten“ Naturrechtler in Böhmen und Ungarn konfrontiert, die eine Allianz mit Vertretern der slawischen Rechtsgeschichte schlossen (S. 66). Aus dem Landespatrioten war, so der Vorwurf, ein Habsburg-Zentralist geworden. Dabei rührten Thuns Vorbehalte, z.B. in der akademischen Sprachenfrage, aus der Überzeugung, dass eine „Nationalisierung“ der Universität die unabhängige Forschung unterlaufen würde (S. 71). Möglicherweise bilden auch Thuns persönliche Erfahrungen während der Revolution in Prag, als er von den Studenten im Klementinum gefangen genommen worden war, eine wichtige Voraussetzung für das Bemühen um eine Universitätsreform bzw. seine Skepsis gegenüber zu weitgehender nationaler Forschung. Auf diesen Aspekt weist Milada Sekyrková hin (Die Thun'schen Reformen an der Prager Universität, 179-197, hier 188). Zudem ist die

Bolzano-Tradition zu relativieren, da die liberalen Herbartianer in wichtigen Punkten, z.B. der Bolzano'schen Synthese aus Glauben und Wissen, eine andere Position vertraten (Fillafer, S. 72).

Thuns Absicht, über Lehrplangestaltung und Berufungspolitik das „historisch-positive Wissen gegenüber der ‚naturrechtlichen‘ Spekulation zu rehabilitieren“, hatte allerdings unbeabsichtigte Folgen: Es stellte ein Einfallstor für den Liberalismus dar, untergrub die großösterreichische Idee und ließ auch die Versöhnung von Glauben und Wissen missglücken (S. 73). Fillafer kommt zu dem durchaus nachvollziehbaren Fazit, dass sich Thun als zentrale Gestalt im Reformprozess von den (eigenen) aufklärerischen Traditionen abwandte und die Aversion gegen das vor-märzliche Bildungssystem der Kitt zwischen ihm – dem katholischen Konservativen – und den Liberalen bildete.

Und ein letzter Punkt: Thun hatte mit seiner Orientierung am preußischen Bildungssystem Anteil daran, dass sich in Österreich ein Gefühl der Unzulänglichkeit gegenüber Deutschland festsetzte. Mit dem vorgeblich vorbildhaften deutschen Universitätsmodell, das importiert wurde, befasst sich auch Mitchell G. Ash. Er gelangt zu der relativierenden Einschätzung, in der Wissenschaftspolitik hätten sich eher parallel verlaufende Entwicklungen vollzogen, als eine Übernahme oder bloße Imitation des deutschen Vorbilds (Würde ein „deutsches Universitätsmodell“ nach Österreich importiert? Offene Forschungsfragen und Thesen, S. 76-98).

Die Umsetzung der Reform wird dann in Fallstudien zu den Universitäten in Graz, Innsbruck, Prag, Krakau sowie in Ungarn und Italien untersucht. Hier sei ein Blick auf Prag geworfen. Die Reform zeigte Auswirkungen auf die Organisation des Studiums und die Karrieren der Lehrenden in der Herausbildung einer eigenständigen tschechischen universitären Wissenschaft. Auch Sekyrková geht von dem Muster eines Stillstands in der Restaurationsphase aus, weist aber auf die mobilisierende Wirkung des „Vereins zur Förderung des Gewerbsgeistes in Böhmen“ hin, der auch für die Wissenschaft und die politische Selbstverwaltung eine „Schule des tschechischen Parlamentarismus“ dargestellt habe (S. 188). Als zentrale Neuerung 1848 wird die Gleichstellung der Unterrichtssprachen Deutsch und Tschechisch an der Universität erkannt, ferner die personelle Umgestaltung, die am Beispiel der Rückkehr Jan Evangelista Purkyně aus Breslau, sowie von Berufungen (des eher konservativen, prohabsburgischen Václav V. Tomek [S. 194] oder von Constantin Höfler) beleuchtet wird. Gerade mit Blick auf die Geschichtswissenschaft verfolgte Thun das Ziel, „einer unparteiische(n) Geschichtsschreibung die Wege (zu) bahnen“ und „Männer nur von ächt patriotischer Gesinnung“ zu berufen (S. 191). Insgesamt lassen sich die 1850er Jahre als Phase des Übergangs und der Stabilisierung von Studienfächern und Kollegien charakterisieren, so die Einschätzung von Sekyrková (S. 193).

An den Beitrag „Leo Thun und die Aufklärung“ knüpft der letzte, eingangs bereits zitierte Text zu „Leo Thun und die Nachwelt“ an. Feichtinger und Fillafer gehen dabei von den beiden Hauptpositionen, einer apologetisch-konservativen und einer kritisch-liberalen aus. Für die Apologeten lagen die Erfolge der Reform insbesondere in der Lehr- und Lernfreiheit, der Selbstverwaltung der Fakultäten, dem Schutz vor den Zugriffen der Kirche, dem Ideal einer „voraussetzungslosen Wissen-

schaft“ und schließlich in der wegweisenden Wirkung, die die Universitätsreform bis in das 21. Jahrhundert haben sollte. Kritiker werten dagegen Thuns Rolle zugunsten der von Exner ab, zumal Thun mit seiner Berufungspraxis die Lehrfreiheit und durch ein überreglementiertes Studiensystem die Lernfreiheit unterlaufen habe. Die Kirche hätte infolge der Besetzungspraxis sehr wohl eingreifen können und Thuns Wissenschaftsideal sei weniger „voraussetzungslos“ als christlich und historisch-positivistisch orientiert gewesen. Zudem, so Thuns Kritiker, sei das Gesetz über die Organisation der Universitäten nicht konsequent realisiert worden. Ziel der Verfasser ist es nun, die Ursprünge und Modifikationen der beiden Deutungsmuster zu rekonstruieren (S. 350), was am Beispiel der Autonomieproblematik und damit Fragen der Lehr-Lernfreiheit, der Finanzierung und der staatlichen Aufsichtsbefugnisse geschieht. In letzter Konsequenz laufen die Debatten über die Reformpolitik auf unterschiedliche Leitbilder von Universität als Staatsanstalt oder als Korporation hinaus, womit Aspekte wie die „voraussetzungslose“ Wissenschaft, aber auch der Zielkonflikt zwischen Bildungsvermittlung und Berufsausbildung tangiert sind. Die Debatten um diese „Leitbilder“ werden von den Verfassern schlüssig rekonstruiert, letztlich diene, so die These, die Thun'sche Reform als Maßstab für Hochschulreformen insgesamt, sei es als Legitimation neuer Maßnahmen oder um ihre Mängel zu entlarven (S. 372).

Die Beiträge bieten einen überzeugenden Überblick über die konkreten Reformschritte, ihre Umsetzung und Wirkung und damit eine fundierte Grundlage für weiterführende Arbeiten zur Bildungs- und Wissenschaftspolitik in der Habsburgermonarchie.